

„Einen Herzschlag entfernt“ von Tracie Frank Mayer

Leseprobe aus Kapitel 26, „Hoffnung und Verzweiflung“

„Vielleicht haben Sie mich nicht verstanden, Professor“, sagte ich.

Wir beobachteten uns gegenseitig, als ich aufstand, langsam um meinen Stuhl herumging, dahinter stehen blieb und mich mit ausgestreckten Armen über die Rückenlehne beugte. Meine Augen bohrten sich in die Augen des Professors.

„Also, ich wiederhole: Dr. Castañeda, den Sie kennen, ist darauf vorbereitet, Marc sofort zu operieren. Er hat mir am Telefon persönlich versichert, dass er und sein Team eine Operation durchführen können, die Marcs Gesundheit erheblich – verstehen Sie mich? – erheblich verbessern wird. Während wir beide uns hier unterhalten, Professor, laufen alle nötigen Vorbereitungen, die Helmut und ich mit dem Krankenhaus in Boston, dem Hotel und der Fluggesellschaft treffen müssen. Das einzige, was ich von Ihnen brauche, ist dieses Formular für die Lufthansa.“

„Frau –“

„Was, Professor? Es ist das gleiche Formular, das Sie für unsere letzte Reise nach Amerika ausgefüllt haben, und ich verstehe nicht, warum wir jetzt gerade überhaupt diese Unterhaltung führen. Füllen Sie doch bitte einfach das Formular aus und unterschreiben sie’s!“

„Frau Mayer, ich sehe dafür wirklich keinerlei Veranlassung.“

Der Knoten, der sich in meiner Brust noch fester zusammenzog, drohte, mich zu ersticken.

„Was meinen Sie mit *Ich sehe keine Veranlassung*? Sie wissen besser als irgendjemand sonst, dass eine Fluggesellschaft im Voraus benachrichtigt werden muss, falls ein Passagier an Bord ist, wie Marc, der während des Fluges Sauerstoff benötigen könnte! Sie waren es doch, der mich zu Tode erschreckt hat vor unserem letzten Flug. Was haben Sie damals noch gesagt? Soweit ich mich erinnere, war es etwas wie: *Das ist keine gute Idee ... Die zuständigen Behörden müssen informiert werden* – Keine Veranlassung?! Also, wirklich, Professor! Natürlich gibt es eine Veranlassung. Das Formular ist erforderlich. Ihre Unterschrift ist erforderlich. Diese Reise ist erforderlich. Diese Reise ist so, so, so wahnsinnig wichtig, dass ich gar nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht!“

„Frau Mayer“, sagte er und schaute auf das Dokument. „Ich kann das nicht unter –“

„Moment! Warten ... Sie ... einen ... Moment“, sagte ich und zerhackte die Luft mit meiner Hand, so wie es Onkel Boo immer tat, wenn er etwas nicht hören wollte. Diese Unterhaltung brachte meinen Verstand ins Wanken. Ein Kopfschütteln unterstrich meine Fassungslosigkeit.

„Professor, mit Verlaub, aber Sie haben's immer noch nicht begriffen. Wir haben keine Zeit mehr!“, sagte ich, ging hinüber zu seinem Schreibtisch und zeigte auf das Dokument. „Ich weiß, ich wiederhole mich, aber Sie lassen mir ja keine Wahl. Nochmal: Das-ist-das-gleiche-Formular-das-Sie-das-letzte-Mal-aus-ge-füllt-haben, als wir nach Amerika geflogen sind! Also, warum wollen Sie es jetzt nicht unterschreiben? Wo liegt das Problem? Wenn es eine Frage der Zeit ist – und ich weiß, dass es nur drei Minuten Ihrer Zeit in Anspruch nehmen wird – dann bin ich gerne bereit zu warten!“

„Ich sehe keine Veranlassung für Marc, nach Boston zu reisen“, sagte er.

Boah! Nochmal! Bitte, WAS?

„Sie ... Sie, was? SIE? WAS? Wie meinen Sie das? Sie sehen keine Veranlassung für uns, nach Boston zu fliegen?“

„Frau Mayer“, sagte er. „Wenn ich dieses Dokument unterschreibe, dass Sie Ihren Sohn mit nach Amerika nehmen können, dann ist das ja so, als ob ich zugeben würde, dass unsere Ärzte hier nicht qualifiziert genug wären, um Marc zu operieren und –“

„Na, also wirklich – sie sind es ja auch nicht!“ Ich entfernte mich ein paar Schritte von ihm und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen, während ich die entscheidenden Punkte an meiner Hand abzählte.

„Okay – lassen Sie mich das mal klarstellen: Ich hatte das unvorstellbare Glück, in Kontakt mit einem der führenden Herzchirurgen der Welt zu treten, der die Dringlichkeit unseres Problems erfasst hat, der weiß, welche Operation er planen muss, um das Leben meines Kindes zu retten, der schon dabei ist, sein Team darauf vorzubereiten, und – als Krönung des Ganzen – der die einzige Person auf dem kompletten Erdball ist, die Helmut und mir jemals einen Funken Hoffnung gegeben hat, was Marcs Zukunft angeht. Und Sie sagen, wir sollten nicht so schnell wie möglich zu diesem Menschen fliegen? Ist das Ihr Ernst? Denken Sie wirklich, dass ich Ihre Leute hier an meinen Sohn heranlasse, wo Sie doch nicht die geringste Ahnung haben, wie Sie überhaupt operieren wollen? Ist es das, was Sie mir zu sagen versuchen? Sagen Sie mir bitte, dass ich Sie da falsch verstanden habe, Professor, bitte, sagen Sie's mir –“

„Frau Mayer, ich muss meine Chirurgen unterstützen.“

Ich ließ mich langsam auf der Stuhlkante nieder. Atmete tief durch. Dann überlegte ich ziemlich lange, bevor ich weitersprach. Sollte ich ihn angreifen? Oder besser anflehen? Ich bin eigentlich nicht vom Typ „Jungfrau in Nöten“, aber in diesem einen Moment glaubte ich, dass ich den Kürzeren ziehen würde, wenn ich es drauf ankommen ließ. Weinen, Betteln, hatte ich alles getan.

Die Worte meiner Mutter kamen mir in den Sinn: *Du fängst mehr Fliegen mit Zucker als mit Essig, Schätzchen.*

Mein Vater hätte ihr widersprochen: *Quatsch, Theresa! Hör auf, unserem Kind so'n Mist zu erzählen! Hör du schön auf deinen Daddy, Tracie, und lass dich von dem Typen nicht kleinkriegen! Du weißt, was zu tun ist! Aufgeben gibt's nicht! Sag diesem Kerl, er soll das verdammte Formular unterschreiben oder du stellst ihm morgen früh um Punkt neun ein paar Demonstranten vor die Klinik.*

Ich lehnte mich vor, stützte meine Ellbogen auf den Schreibtisch, stützte mein Kinn auf meine Hände und sah dem Professor direkt in die Augen. Angesichts der misslichen Lage, in der ich mich befand, schien es, als sei eine hypnotische Ruhe auf mich herabgerieselt, als ich zu sprechen begann.

„Was würden Sie ... für Ihr Kind tun, Professor? Welche Wahl würden Sie treffen?“

„Frau Mayer –“

„WELCHE WAHL, FÜR IHR KIND, PROFESSOR?“ Ich sprang so energisch auf, dass mein Stuhl dabei nach hinten kippte. „Wir sprechen hier über das Leben meines Kindes, verdammt nochmal! Wie können Sie es wagen, sich größere Sorgen darum zu machen, was man von Ihren Chirurgen hält, als was Sie tun könnten, um mir zu helfen, das Leben meines Kindes zu retten! Vergessen Sie mal für eine Minute, dass Sie Arzt sind!“, sagte ich und knallte mit meiner offenen Handfläche auf seinen Schreibtisch. „Wo bleibt Ihr Mitgefühl, um Himmels willen?“

Er starrte auf das Dokument und fummelte verlegen mit seinen Fingern daran herum, als klebte er nicht nur an der Klarsichthülle, sondern am Richtig oder Falsch seiner Entscheidung, der Entscheidung für Leben oder Tod. Die Stille, die über uns schwebte, schwoll zu einem Crescendo an, bevor Sie wie eine Bombe barst.

„Ich kann das nicht unterschreiben“, sagte er.

Mein Ausbruch hatte keine Wirkung gezeigt.

Er wollte mich nicht ansehen. Ich ging zu ihm hinüber, riss ihm die Klarsichthülle aus der Hand und stemmte meine Fäuste auf den Tisch. Ich stand da wie ein Sturm, der sich über ihm zusammenbraute, Zentimeter von seinem Gesicht entfernt, blind vor Rage, aber ich weigerte mich, meinen Tränen freien Lauf zu lassen.

„Ich sag Ihnen jetzt mal was“, sagte ich. „Seit neun Jahren gehe ich jetzt schon durch die Hölle – seit neun Jahren! Und Sie kennen ja das Sprichwort, oder? Wenn man durch die Hölle geht, soll man einfach weitergehen, weil man irgendwann am anderen Ende wieder rauskommt. Und das ist genau, was ich zu tun gedenke – mit Ihrer Hilfe oder ohne sie.“

Und eins noch, eins können Sie mir ganz sicher glauben: Nicht Sie, nicht Ihre Chirurgen, nicht irgendwer – niemand, kein Mensch auf dieser Welt wird mich davon abhalten, das Leben meines Kindes zu retten! Haben Sie das verstanden? Kein Mensch! Und Sie müssen verrückt sein, wenn Sie was anderes glauben.“ Ich ging zur Tür, riss sie auf und stürmte mit den Worten „*Schämen Sie sich!*“ davon.

Später am Abend rief Helmut den Professor zu Hause an. Das hätte er sich sparen können.

Als wir uns genau eine Woche später auf den Weg nach Boston machten, flogen wir: *ohne* einen Begleitarzt des Deutschen Rettungsdienstes, *ohne* ein ärztliches Attest für die Lufthansa, *ohne* die Lufthansa und *ohne* auch nur ein einziges Wort über Marcs Zustand zu verlieren weder vor unserem Abflug noch während der Reise noch bei der Landung. Und obwohl ich während dieses ganzen Fluges wirklich permanent das Gefühl hatte, mich übergeben zu müssen, gab es keinerlei Probleme über den Wolken.